

## Der Gedankenstrich.

### »stille Ekstase«<sup>1</sup>

---

TIM KAMMASCH

Ohne ihn gegen den Strich gelesen zu haben, gibt er nicht preis, was er verbirgt. Den Strich gegen den Strich lesen heisst, ihn nicht bei seinem herkömmlichen Namen nehmen; heisst, ihn nicht als Gedankenstrich lesen; heisst, ihn nicht im Horizont eines Sprachdenkens auslegen, dem zufolge Zeichen Erleidnisse der Seele durch extramentale Tatsachen repräsentieren; heisst, ihn nicht in einer Tradition lesen, die in Aristoteles' *Peri hermeneias*<sup>2</sup> den Grundtext ihrer Vorstellung von Repräsentation und Referenz durch sprachliche Zeichen erkennt.<sup>3</sup> Dieser Tradition zufolge entspricht die im Gedankenstrich in Erscheinung

---

**1 |** Die Wendung »estasi silenziosa« verdanke ich dem Jesuiten Daniello Bartoli, Rektor des Collegio Romano der Università Gregoriana in den Jahren 1671-1673, sowie Norbert Wolf, der sie in seine Besprechung von Berninis *Hl. Theresa in der Verzückung* überträgt, vgl. Anmerkung 26.

**2 |** Aristoteles: *Peri hermeneias* (1, 16a3-8), in: Ders., *Kategorien. Hermeneutik oder vom sprachlichen Ausdruck*, hg., übers. u. eingel. v. Hans Günter Zekl, S. 96 u. 97.

**3 |** Fast wörtlich und nahezu vollständig begegnet die bei Aristoteles beschriebene Kaskade der Zeichen (»symbola«, »sēmeia«) zwischen Schrift, Laut, mentalem Eindruck und realem Referenten in derselben Hierarchisierung wieder in Hans-Georg Gadammers Kritik an der für ein Rilke-Gedicht sinnentscheidenden »bildhaften Gegenwart« eines Punktes. Hans-Georg Gadamer: »Poesie und Interpunktion« (1961), in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd.9, Tübingen 1993, S. 282-288, hier S. 283.

tretende bloße Fügung der Wörter zu einer Wortfolge in ihrer linearen syntagmatischen Sequenz der Folge von Gedanken.<sup>4</sup> Der Strich als Gedankenstrich verkörpert derart allegorisch gelesen die skandierende, phrasierende, analytisch-synthetische Dynamis des Denkens.

Den Strich gegen den Strich lesen heisst indes ebensowenig, den Strich statt als zueinanderhaltenden längeren Bindestrich nurmehr als auseinanderhaltenden Strich zu lesen. Zumindest im Deutschen wäre die einseitige Festlegung des Strichs als entweder Binde- oder Trennstrich ein sein performatives Potential und seine Gestalt verkürzender Deutungsansatz.<sup>5</sup> Genaugenommen desavouieren aber diese beiden Kurzstriche ihre jeweilige Benennung als willkürlich, da sie beide jeweils beides zugleich leisten – Verbinden und Trennen. Eben das gilt auch für ihren längeren Zeitgenossen: Einer einseitigen Lektüre legt sich der Strich also eigentlich quer in den Weg, denn er hält sie auf und weist sie immer auch in die Gegenrichtung zum Gegensatz – ein Streit-Strich, ein Querulant! Als Quer-Strich entspricht es ihm noch am ehesten, wenn man ihn gegen den Strich liest. Das verlangt indes, den Strich gegen jedwede willkürliche Festlegung in seiner Unlesbarkeit zu lesen und zu beachten, dass er stets gleichermassen ein zueinander- wie auseinanderhaltender, unentscheidbar ein etwas längerer Binde- wie Trennstrich ist und damit, genau gelesen, in einem und zugleich Synthesis und Analysis vollzieht.<sup>6</sup> Gegen den Strich gelesen

**4 |** Diese logozentrische Deutung der Sprache klingt selbst bei Adorno noch an, wenn er bemerkt, dass der Gedanke am Gedankenstrich »seines Fragmentcharakters *inne*« werde (Hervorhebung, TK), Theodor W. Adorno: »Satzzeichen« (erstveröffentl. in: Akzente, 6 [1956]), in: Ders., Noten zur Literatur I, Gesammelte Schriften, Rolf Tiedemann (Hg.), Bd. 11, Frankfurt/Main 4. Aufl. 1996, S. 106-113, hier S. 108.

**5 |** Vgl. Joachim Grzega: »Von Klammeraffen und Gänsefüsschen: Kultur und Kognition im Spiegel der Satz- und Sonderzeichen«, in: Onomasiology Online 8 (2007), S. 1-16, hier S. 2, 7-9. Grzega nennt verschiedene Namen des Gedanken- und des Bindestrichs und konstatiert auf der Grundlage einer empirischen Befragung von 76 deutschsprachigen »Informanten aus Deutschland« eine »... gewisse Unsicherheit ([...] »onomasiologische Unschärfe«) bei der Trennung von Gedankenstrich, Bindestrich, Trennstrich und deren Benennungen«. In studentischen Seminararbeiten stellt er fest, dass »kein typographischer Unterschied zwischen Gedankenstrich (länger mit Spatia) und Bindestrich (kurz ohne Spatia) gemacht« werde.

**6 |** Mit Bezug auf zwei Gedankenstriche im Konvoi, die eine Parenthese in ihre Mitte nehmen, hat bereits Adorno die in sich widersprüch-

liest sich der Strich in seiner Ambivalenz als Kippfigur, als Trope, in der sich die Sprache in ihrem Vollzug anzeigt, indem sie sich in ihm einer eindeutigen Bestimmung entzieht und eben dadurch – wie es der Strich in konkreter Gestalt vollzieht – differentielle, bedeutungstiftende Bezüge etabliert. An zwei prominenten Auftritten des Strichs, in Kleists *Die Marquise von O...* (1808) und in Heideggers Vortrag *Der Weg zur Sprache*, (1959) soll im Folgenden gezeigt werden, wie dieses Satzzeichen »irgend ein« bzw. »das« unbestimmbare Verhältnis markiert, das Menschen und Sprache immer schon eingegangen und aus dem sie als Menschen und Sprache immer schon hervorgegangen sind. Die parallele Lektüre der beiden Inszenierungen des Strichs misst dabei nicht nur dessen performatives Potential aus. Nebenbei vermerkt sie zudem eine Grenze zwischen literarischem und philosophischem Sprachgebrauch, die ebenso wie der Strich als in beide Richtungen einladender Übergang erscheint und in ihrer ironischen Ambivalenz nicht aus der Sprache zu kriegen ist.

### »irgend ein Verhältnis«<sup>7</sup> (Kleist)

Bereits 1973 machte Klaus Müller-Salget den schier endlosen Streit der Interpretationen von Kleists Erzählungen an einem »Prinzip der Doppeldeutigkeit« fest, das er sowohl in deren »Großstruktur« als auch in Kleists »wie bekannt sehr eigenwillige[m] Satzbau« nachwies.<sup>8</sup> Dass die Ambivalenz der sprachlichen Struktur am nicht abreisenden Widerstreit der Interpretationen auch im Fall der *Marquise von O...* ur-

---

liche Doppelfunktion des Gedankenstrichs vermerkt: »Dagegen halten die Gedankenstriche, welche die Parenthese aus dem Fluß herausstauen, ohne sie ins Gefängnis zu sperren, Beziehung und Distanz gleichermaßen fest.«, Th. W. Adorno: »Satzzeichen«, S. 111.

**7 |** Zitiert wird nach der Ausgabe der Novelle im Deutschen Klassiker Verlag (DKV), Band III unter Angabe der Siglen im Text: Heinrich von Kleist: »Die Marquise von O...«, in: Ders., *Sämtliche Werke und Briefe* in vier Bänden, Ilse-Marie Barth, Klaus Müller-Salget u.a. (Hg.), Band III: *Erzählungen Anekdoten, Gedichte, Schriften*, Klaus Müller-Salget (Hg.), Frankfurt/Main, S. 143-186, hier S. 168.

**8 |** Klaus Müller-Salget: »Das Prinzip der Doppeldeutigkeit in Kleists Erzählungen«, in: *Kleists Aktualität. Neue Aufsätze und Essays* 1966-1978, Walter Müller-Seidel (Hg.), WdF (Bd. 586), Darmstadt 1981, S. 166-199 (zuerst in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 92 [1973], H. 2, S. 185-211), hier: S. 166f. u. 196.

sächlichen Anteil hat, steht ausser Frage. Die hier nach wie vor ungeklärte Frage besteht darin, ob die Marquise von ihrer ›Empfängnis‹ durch einen der Anführer des russischen Angriffs auf die »im oberen Italien« gelegene Stadt »M...« (DKV III, 143), den Grafen »F...« (DKV III, 146), gewusst habe oder nicht. Der fragliche Akt selbst wird in der Erzählung durch den wohl bekanntesten Gedankenstrich der deutschsprachigen Literaturgeschichte zugleich verdeckt wie markiert.<sup>9</sup> Dementsprechend stellt sich die Frage als sein Geheimnis dar: Bewahrt die Marquise vor der Welt, zuerst vor ihren Eltern, aber auch dem Leser gegenüber ein solches Geheimnis? Verstellt sie sich – wie der Strich? Oder gibt sie alles preis, was sie tatsächlich weiss und was ebensoviel ist wie »–«? In anderen, kruderen, in Kleists Worten: Hat sie, wie sie beteuert, in der Tat ›unwissentlich‹ empfangen, oder aber, wie in dem bekannten Epigramm zur Erzählung nicht ohne Witz und Ironie vermerkt wird, »bloss die Augen zu...« gehalten?<sup>10</sup> Dass die Marquise ein »heimliche[s] Wissen« vorenthalte, war von Josef Kunz als These formuliert, von Müller-Salget indes als den Sinn der Erzählung überhaupt verfehlend abgekanzelt worden<sup>11</sup> – doch ohne Erfolg. Auch 30 Jahre später wird die Frage nach dem »geheimen Wissen« etwa von Adam Soboczynski erneut gestellt.<sup>12</sup> Wenn indes der aktuelle Stand der Erkenntnis bei ihm dahingehend lautet, dass nicht der etwaige Gehalt dieses »geheimen Wissens«, sondern eben die umstrittene Frage, ob die Marquise solch ein Wissen überhaupt besitze, das eigentliche, weil unlösbare *arcanum* der Marquise sei,<sup>13</sup> so mag das zunächst wie

**9 |** Die Wendung vom »wohlbekannten Gedankenstrich in d[er] Weltliteratur« ist selbst bereits ein Topos in der Literatur zu Kleist; über die performative Zeichenfunktion des berühmten Gedankenstrichs schweigt sie sich indes aus, vgl. zur eben zitierten Variation des Topos, Adam Soboczynski: »Das arcanum der ›Marquise von O...‹«, Kleist Jahrbuch 2004, Stuttgart 2004, S. 62–87, hier: S. 64.

**10 |** »... Die Marquise von O... / Dieser Roman ist nicht für dich, meine Tochter. In / Ohnmacht! / Schamlose Posse! Sie hielt, weiss ich, die Augen bloß zu.« (DKV III, 414), vgl. dazu A. Soboczynski: »Das arcanum«, S. 71.

**11 |** Josef Kunz: Die Deutsche Novelle zwischen Klassik und Romantik, Berlin 1966, S. 133ff., vgl. K. Müller-Salget: »Das Prinzip der Doppeldeutigkeit in Kleists Erzählungen«, S. 178.

**12 |** A. Soboczynski: »Das arcanum«, S. 68.

**13 |** Ebd., S. 77: »Das Geheimnis der Marquise, ihr *secretum*, das, was gesagt werden könnte, aber nicht gesagt wird, verschließt sich den Eltern wie den Lesern als Interpreten der Marquise...«.

eine Resignation vor der Frage erscheinen. Indes, statt es dem Kritiker in James' Novelle *The Figure in the Carpet* (1896) gleichzutun, der mit detektivischer Akribie das Geheimnis des Autors Vereker (»my little secret«), dessen »joy of [...] soul«, »loveliest thing in the world«, – »the very string« –, in dessen Erzählungen vergebens als *Etwas* zu begreifen sucht, das sich wie ein Vogel auf einer Leimrute feststellen lässt,<sup>14</sup> erscheint es von geradezu existenziellem Interesse, nach den Gründen zu fragen, welche die Entscheidung besagter Streitfrage im Fall der *Marquise von O...* verunmöglichen. Es sind dieselben, welche die Lektüren in den Bann dieser Erzählung ziehen, indem sie bei grösster Annäherung an das Geheimnis eben dieses deren Zugriff letztlich doch entziehen. Der Fall der Marquise bleibt die »einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag«.<sup>15</sup>

Es geht nachfolgend also darum, zu zeigen, wie *Die Marquise von O...* ihre auratische Struktur dem ambivalenten Spiel eines verstellenden Sagens verdankt, in dessen Mitte gleichsam der Strich als »the very string« wie ein verkehrt laufender Ariadnefaden die Lektüren immer tiefer ins Labyrinth un-möglicher Lesarten verführt. Der Strich setzt in der Tat nicht mehr als »irgend ein Verhältnis« (DKV III, 168) zwischen der Marquise und dem Grafen in Szene – unbestimmt welches, in jedem Fall einen »ungeheure[n] Vorfall« (DKV III, 173) mit Folgen. Die Erzählung verführt die voyeuristische Neugierde des Lesers, da sie einen narrativen Einblick »durchs Schlüsseloch« (DKV III, 180) zu gewähren verspricht, was aber ein blosses, indes spannend inszeniertes Versprechen bleibt. Dieses durchzieht die gesamte Erzählung und zieht mit sich, weil ohne sie nicht möglich, – die Lektüren. Das Versprechen erfüllt sich als Ver-sprechen eben darin, dass es die Erwartungen der Leser – von der Vogelstellerart des Kritikers aus James' Novelle (»the thing we were all so blank about was vividly there...«<sup>16</sup>) – nicht erfüllt. Was der Strich solchen Lesern verwehrt: die Repräsentation einer Wirklichkeit, versagt auch das Erzählte wortreich.<sup>17</sup> Statt

**14** | Henry James: »The Figure in the Carpet«, in: Ders., *Selected Tales*, John Lyon (Hg.), London 2001, S. 284-313, hier: S. 292-295.

**15** | Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt/Main 1977, S. 15.

**16** | James: »The Figure in the Carpet«, S. 295.

**17** | Wegweisend für die hier erprobte Lesart ist der Aufsatz von Werner Hamacher: »Das Beben der Darstellung«, in: David E. Wellbery (Hg.), *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists »Das Erdbeben von Chili«*, München 2. Aufl. 1984, S.

dass dem Leser mitgeteilt wird, wie die Marquise und der Graf in das zwischen ihnen durch den »-« (DKV III, 145)<sup>18</sup> markierte Verhältnis verstrickt sind, bietet die Leerstelle des ausgestrichenen Sinns einer Reihe von textimmanenten Lektüren Raum, den diese mit christlich-mythologisch konnotierten Kennzeichnungen füllen. So verklären sie die Marquise zur »Reinere[n], als Engel sind« und lassen sie als »Herrliche, Überirdische«<sup>19</sup> folglich als Reinkarnation der Jungfrau und Gottesmutter erscheinen. Der Graf nimmt sich aus »wie ein [auferstandener] junger Gott«, mithin als Gottessohn, aber auch als Gottvater des Kindes, indem die Marquise dieses »göttlichen Ursprungs« (DKV III, 168) wähnt. Damit kontrastieren Benennungen der textimmanenten Interpreten (Vater und Mutter der Marquise), die deren Zweifel an der »Reinheit« bzw. Aufrichtigkeit der Marquise belegen. Dann erscheint sie ihnen »nichtswürdig« (DKV III, 165) oder als »Hündin mit zehnfacher List des Fuchses« (DKV III, 173). Die Marquise hingegen sieht im Vater ihres Kindes auch wieder einen »Auswurf seiner Gattung ... aus dem zertretensten und unflätigsten Schlamm hervorgegangen« (DKV III, 168). Wie es auch »gedreht und gewendet« (DKV III, 168) wird – in dem Grafen und der Marquise scheinen sich Engel und Teufel (DKV III, 186) bzw. »Cherub« (DKV III, 174) und »Furie« (DKV III, 184) zu vereinen. In diesen widerstreitenden textimmanenten Lektüren wird die Marquise ebenso wie der Graf letztlich unlesbar. Die Erzählung entfaltet so jene Ambivalenz, in der sich der Strich jeder Eindeutigkeit und Repräsentation versagt, indem er keine der von ihm in sein Verhältnis gesetzten Figuren normativ vor der anderen auszeichnet. Umgekehrt laden die ambivalenten Kennzeichnungen, durch die beide Figuren sich einer binär-codierten diskursiven Lektüre letztlich in ihrer Bestimmung entziehen, den Strich überhaupt zur unlesbaren (und darum um so attraktiveren) Leerstelle des Sinns auf. Die ambivalenten Bestimmungen aktualisieren in ihrer eindeutigen Sinn verstellenden Beredsamkeit das dem Strich eigene Ambivalenzpotential einer durch ihn ausgestellten und mithin beredten Verschwiegenheit.

149-173, (hier vgl. S. 149). Im Inhaltsverzeichnis des angegebenen Bandes ist Hamachers Text anstelle einer methodologisch positionierenden Meta-Überschrift mit drei »\* \* \*« ausgezeichnet worden.

**18 |** Vollständig zitiert lautet der Satz: »Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten einen Arzt zu rufen.« Das eventuelle »geheime Wissen« dieser Frauen, wird von keinem der text-internen Interpreten des Vorfalls erfragt.

**19 |** »...Du Herrliche, Überirdische«; »du Reinere, als Engel sind«, (DKV III, 177).

Wer aber wird durch diese Verzeichnungen zu Extremen in den textimmanenten Lektüren ausgestrichen und eben dadurch verortet, wenn nicht der Mensch? Aus Pascals Bestimmung des Menschen *ex negativo* als »ni homme ni bête«<sup>20</sup> lässt sich ableiten, dass der Mensch durch die doppelte Verneinung zweier Extreme im Zwischenraum verortet wird – dem Raum, den bei Kleist der Strich gleichsam als Statthalter des Menschen diesem *frei*-hält. Im Unterschied zum Tier hat der Mensch Logos (Sprache).<sup>21</sup> Im Unterschied zum gegenteiligen Extrem, den Engeln als leiblosen Geisteswesen, ist seine Seele aber eine in Zeit und Körperlichkeit<sup>22</sup> und damit eine in epistemische Endlichkeit gefallene. Der menschliche Logos ist ein gebrechlicher Logos. Nach Pascal taugt er nicht zur Wesenserkenntnis der Dinge. Kein Wunder also, wenn ihm vor den höchsten Wahrheiten (und Wundern wie der unbefleckten Empfängnis) die Sprache versagt. In Kleists Erzählung gerät eben diese Vorstellung des ›Sprache-Habens‹ bzw. der menschlichen Verfügungsgewalt über die Sprache ins Stocken. Denn nicht nur in sakrosankten, sondern in menschlich allzu menschlichen Fällen – welche einander zum Verwechseln ähnlich sehen, versagt den Figuren die Sprache. Als »semiotische, unerfüllbare Lücke des Begehrens«<sup>23</sup> entzieht sich der Strich allen texteigenen Versuchen, ihm einen eindeutigen Sinn zuzusprechen.<sup>24</sup> Doch die Sprachohnmacht der Figuren ebenso wie die der ›textexternen‹ Interpreten verdankt sich der wortgewaltigen Inszenierung mehrdeutiger Szenen in einer geradezu hinterhältig ambivalenten Sprache. Wenn die »Marquise von O...« von Kleist als Novelle konzipiert worden ist, dann ist sie zugleich deren Dekonstruktion. Alles Sagen und Mitteilen erscheint in ihr nur darauf angelegt, die Unlesbarkeit des Strichs durch Sinn und Widersinn zu entfalten, dergestalt dass die zu erzählende Begebenheit letztlich wirklich »unerhörte Umstände« (DKV III, 178) bleiben.<sup>25</sup> Und wo die

**20** | »L'homme n'est ni ange ni bête, et le malheur veut que qui veut faire l'ange fait la bête.« (Br. 358), Blaise Pascal: *Pensées*, Philippe Sellier (Hg.), Paris 1991, S. 403, Nr. 557.

**21** | Gemäss der wirkungsmächtigen Bestimmung bei Aristoteles: *Politica* (A 1, 1253 a1-2), W. D. Ross (Hg.), Oxford 1957, hier S. 3.

**22** | Vgl. B. Pascal: *Pensées* (Br. 233), S. 403, Nr. 557.

**23** | A. Soboczynski: »Das arcanum«, S. 83.

**24** | So versagt selbst die List der Mutter, der Marquise das vermutete ›geheime Wissen‹ durch List und Verstellung zu entlocken; denn es bleibt unklar, warum die Marquise die Probe besteht – ob aus Unwissen oder durch perfekte Verstellung (vgl. DKV III, 175-177).

**25** | A. Soboczynski: »Das arcanum«, S. 67: »Damit wird der unkla-

Sprache diesem »ungeheuren Vorfall« (DKV III, 173) nahe kommt, in der Gartenszene, da fällt bereits die Schilderung der Szenerie so zwiespältig aus und wird die Gebärdensprache der Figuren so andeutungsreich, dass jedes Wort aufs Anzüglichste changiert und nicht mehr klar ist, ob von dem »ungeheuren Vorfall« der »Empfängnis« oder den Umständen des Gartenbesuchs die Rede geht.<sup>26</sup> Denn auch im Fall des letzteren ist nicht eindeutig auszumachen, ob er von der Marquise

---

re Status des Geheimnisses erzählkonstitutiv.« Soboczynski übernimmt von A. u. J. Assmann (vgl. ebd.) die Unterscheidung zwischen zwei möglichen Gestalten des Geheimnisses: das unerzählbare Mysterium (»prinzipielle Unverfügbarkeit«, wie nach christlicher Vorstellung der Fall der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria) oder des an sich erzählbaren aber verschwiegenen Geheimnisses (*secretum*). Zur Unlesbarkeit des Geheimnisses der Marquise trägt bei, dass, wie Soboczynski zeigt, die »scharfe Grenze zwischen *mysterium* und *secretum*, die als binäre Codierung des Geheimnisses fungiert, (...) in der *Marquise von O...* zu einer schwierigen Konstruktion [wird, TK], die in der Unentscheidbarkeit zwischen beiden Geheimnismodellen ihren blinden Fleck bewahrt und damit die Erzählung immer wieder antreibt.« (ebd.).

**26 |** Auf die Frage der Marquise, »Von wo Herr Graf ist es möglich?«, gibt der Graf zur Antwort: »von M ...,« (DKV III, 170). Frage und Antwort können sich sowohl auf das Eindringen des Grafen in ihren Garten beziehen wie auch auf den Vorfall der Empfängnis in M. Die Frage wie Antwort begleitenden Gesten – die schwangere Marquise blickt »schüchtern« vor sich auf die Erde nieder (also über ihren Bauch hinab) und der Graf sie »ganz leise« an sich drückend – verstärken den Eindruck einer anzüglichen Doppeldeutigkeit eher, als dass sie ihn auszuräumen vermögen. Der »Körper [der Marquise, TK] changiert beständig zwischen Verstellung und Wahrhaftigkeitsmodus« (A. Soboczynski: »Das arcanum«, S. 77). Die Ambivalenzerfahrung, die die »Figur« der Marquise bereitet, steht jener der *Heiligen Theresa in der Verückung* durch Gian Lorenzo Bernini (zwischen 1645-1652, Cornaro Kapelle, S. Maria della Vittoria, Rom) kaum nach. Auch im Fall von Berninis Altarskulptur wird die Ambivalenzerfahrung der spanischen Nonne durch einen Strich, allerdings einen pfeilartigen in der Hand eines Engels, induziert. Er bereitet ihr zugleich Schmerz und Wonne. Der Pfeil soll der Heiligen angeblich ins Herz und in die Eingeweide gefahren sein. Dieser Legende entspricht die ambivalente Zielrichtung des Pfeils bei Bernini. Eher als auf das Herz zielt er auf den Schoß der die himmlischen Schmerzensfreuden in »stiller Ekstase« empfangenden Nonne: Daniello Bartoli (1608-1685), zit. nach Norbert Wolf: *Meisterwerke der Skulptur*, Stuttgart 2007, S. 209. Ihren Kopf lässt die



erwünscht war oder nicht; zwar hiess sie einen strengen »Türwächter«, an der Vorderseite ihres Hauses niemanden einzulassen; indes, sie liess eine Hintertür zu ihrem Garten offen stehen, dessen Gänge der Graf dann »durchstrich« (DKV III, 170). Als der Graf den Strich spricht, entzieht dieser sich dem Leser als »ein einziges, heimliches, geflüstertes –!«, weil die Marquise dem Grafen ins Wort fällt und sich dessen Offenbarungsversuch verschliesst (»– Ich *will nichts* wissen«, DKV III, 171).

Der Strich ist also zugleich der Ort des Menschen und einer ambivalenten Sprache. Wo letztere dem Strich am nächsten kommt und ihn eigentlich sagt, da grenzt sie in ihrer Ambivalenz logisch betrachtet an den Widersinn eines *tertium datur*: Als die Marquise, von ihrem Bruder gefragt wird, ob ihr der Graf »gefall«e, antwortet sie »mit einiger Verlegenheit«: »[E]r gefällt mir und mißfällt mir.« (DKV III, 157). Indem die Marquise diesen ambivalenten Satz mit Hinweis auf ein Gefühl sagt, das auch die anderen Mitglieder der Familie teilen, ist diese ambivalente Sprache die Sprache eines »Gefühls«. Es handelt sich dabei gerade nicht um jenes »absolute Gefühl«, in dem die Marquise »mit sich bekannt« zu werden wähnt, dabei aber doch nur ihr gesellschaftliches Ansehen im Blick hat und handelt, wie man es von ihr in der Situation einer unehelichen Schwangerschaft erwartet.<sup>27</sup> Wenn sie für ihre »Niederkunft« die Abgeschiedenheit ihres Landhauses und den »Türsteher« für dessen *Schauseite* wählt, so sind das wohl die ihr von ihrer Hebamme angegebenen »Mittel ..., wie man, in solchen Fällen, dem Leumund der Welt ausweichen«, d.h. den Schein wahren kann (DKV III, 165). Das Gefühl, dem die Marquise in dem in sich widersprüchlichen Satz Ausdruck gibt, hat keinen Namen. Im Unterschied zum »absoluten« oder auch »innersten Gefühl« (DKV III, 168) erhebt es keinen Anspruch auf höhere Selbsterkenntnis, erliegt dafür aber auch nicht wie jenes einer Selbsttäuschung. In der Struktur seines Satzes zeigt das Gefühl eine gewisse Familienähnlichkeit

---

Heilige seitlich in den Nacken zurückfallen – wie die Marquise auf dem Schoos ihres Vaters in der inzestuösen Versöhnungsszene (DKV III, 181).

**27** | Vgl. A. Soboczynski: »Das arcanum«, S. 66. Soboczynski macht Zweifel an der in der Forschungsliteratur der siebziger Jahre behaupteten Absolutheit jener Eingebung geltend, aufgrund deren die Marquise nach der extremen Reaktion ihrer Eltern auf die entdeckte Schwangerschaft deren Haus verlässt. Denn selbst das »sonderbare« Inserat, in dem sie sich demjenigen Mann verspricht, der sich als Vater ihres Kindes zu erkennen gebe, verfolge letztlich die Absicht, ihr Kind gesellschaftskonform als eheliches ohne »Schandfleck« aufwachsen zu sehen (DKV III, S. 168).

mit den von Kant unter dem Titel des Erhabenen zusammengefassten Gefühlen, die mit Reflexionsurteilen der ästhetischen Urteilskraft einhergehen. Es ist ein ambivalentes, ein Wechselgefühl, in dem Gefallen und Missfallen miteinander im Widerstreit liegen. Das Gefühl könnte insofern als Kandidat für eine An-Ästhetik gelten, als deren ›Gegenstand‹ sich gerade dadurch auszeichnet, dass er sich einer direkten und bestimmten Erkenntnis entzieht. Indes, im Unterschied zu Kants Indienstnahme der erhabenen Gefühle als Zeichen in der »Kritik der Urteilskraft« kippt im Wechselgefühl der Marquise das Scheitern der Einbildungskraft im Versuch, die für eine bestimmte Erkenntnis notwendige Darstellung (*entweder Engel oder Teufel*) zu liefern, nicht um in die negative Darstellung der Vernunft, die bei Kant die eigentliche Quelle der mithin nur »indirecte« und reflexiv entsprungenen Lust ist.<sup>28</sup> Aus dem Gefühl der Marquise, dessen Satz das Nichtzustandekommen eines bestimmten Erkenntnisurteils dokumentiert, lässt sich keine Einsicht *ex negativo* in die transzendente Dimension einer mit sich selbst identischen Vernunft abzwecken. Der Satz konstatiert das Auftreten von Gefallen und Missfallen, Lust und Unlust. Doch diese beziehen sich auf den ambivalenten sinnlichen Eindruck, den die Marquise vom Grafen hat – wie auch immer dieser Eindruck zustande gekommen sein mag. Gefallen und Missfallen beziehen sich wohl wechselseitig aufeinander, indes ohne, dass das eine über das andere triumphierte und sich Eindeutigkeit einstellte. Gemäss einem auf logische Widerspruchsfreiheit reduzierten Sinnkriterium ist der Satz dieses Gefühls daher irrational, sinnlos – irrsinnig gar. Entsprechend einer solchen Haltung zur Sprache wird geschwiegen, wo nicht widerspruchslos ausgesagt werden kann. Und daher stellt sich der Zustand des Staunens ein, der wirren Rede, der bis ins Entsetzen gesteigerten Fassungs- bzw. Sprachlosigkeit (»– !«, DKV III, 183), der Ohnmacht, wo immer die Einsicht dieses Gefühls ›bedrohlich‹ nahe kommt. Aber es bleibt dabei: Der Graf gefällt und gefällt nicht, er erscheint zugleich als gefallen(d)er und nicht gefallen(d)er Engel, und in der von Kleist gewählten Wendung des ›Ge-Fallens‹ wird unentscheidbar, welche der beiden Extreme, Engel – Teufel, für welche der beiden Wirkungen, Lust – Unlust, Ursache ist. Der Mensch ist widersprüchlich und deshalb taugt ein auf Eindeutigkeit bedachter »Leumund« nicht, um sich von ihm ein zutreffendes Bild zu machen. Gerade weil es auf Eindeutigkeit zielt und auf dichotomischen Schemata basiert, ist das sogenannte Urteil der Welt, der »Ruf«, wie der Graf bei Gelegenheit

**28** | Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft (1790), Heiner F. Klemme (Hg.), Hamburg 2006, §23, S. 106f.

seines ersten Heiratsantrags bekennt, notwendig die »zweideutigste aller Eigenschaften« (DKV III, 152). Der Strich indes – indem er die Ortschaft des Menschen markiert – erscheint damit zugleich als das Epizentrum einer zwischen normativen Gegensätzen sich hin und her bewegenden Sprache, die indes gerade in ihrer Ambivalenz die im zwiespältigen Gefühl existenziell erfahrene normative Erschütterung evoziert.

### »das Ver-Hältnis«<sup>29</sup> (Heidegger)

In der im Aufsatzband *Unterwegs zur Sprache* (1959) und dann im zwölften Band der Gesamtausgabe (1985) publizierten Fassung des Vortrags *Der Weg zur Sprache* (1959)<sup>30</sup> lässt sich Heidegger in seinem Fragen nach dem »Sprachwesen« (GA 12, 238) den Weg zur Sprache von einer sogenannten »Wegformel« (GA 12, 231) weisen. Sie lautet: »Die Sprache als die Sprache zur Sprache bringen.« (GA12, 230). Formal auffallend ist das Fehlen eines Subjekts, und auch das Verb bleibt als Infinitiv hinsichtlich Agens, Modus und Tempus unbestimmt. Wer oder was bringt die Sprache zur Sprache? In dieser Unbestimmtheit kann die Formel als »Anweisung« (GA 12, 250) gelesen werden. Doch deren Gehalt erscheint aufgrund der offensichtlichen Tautologie zunächst ebenfalls unbestimmt. Man muss bereits wissen, was Sprache ist, um zu verstehen, als was und wohin man sie bringen soll. Doch gerade nach der Sprache geht ja die Frage. Die Formel ist weder bestimmt (Infinitiv bzw. fehlendes Subjekt) noch bestimmend (weil tautologisch). Und doch behauptet der nachfolgende Satz, dass in der Formel nicht nur dreimal »das Selbe« gesagt werde: »Die Formel gebraucht das Wort ›Sprache‹ dreimal, wobei es jedesmal Anderes und gleichwohl das Selbe sagt.« (1. Kommentarsatz, GA 12, 230). Immerhin deutet dieser Satz durch die Wendung, »[d]ie Formel gebraucht«, bereits an, wer die Sprache als die Sprache zur Sprache bringt: die Formel selbst und also die Sprache. Als Erklärung liest sich sodann die nachfolgende Behauptung: »Dies ist Jenes, was das Auseinandergehaltene aus dem Einen, worin das Eigentümliche der Sprache be-

**29** | Martin Heidegger: »Der Weg zur Sprache«, in: Ders., *Unterwegs zur Sprache*, Frankfurt/Main 1959, S. 239-268. Der »Weg zur Sprache« wird hier im Text in Siglen wie folgt zitiert: (GA 12, Seitenzahl) gemäss: Martin Heidegger: *Unterwegs zur Sprache*, Gesamtausgabe, Bd. 12, Frankfurt/Main 1985, S. 227-262, hier GA 12, 229.

**30** | Vgl. ebd.

ruht, zueinanderhält.« (2. Kommentarsatz). Das Verstehen hängt hier massgeblich von den Referenzen der einzelnen Pronomina ab, denen die Lektüre nachgeht.

Das »Dies« zu Beginn des 2. Kommentarsatzes (s.o.) lässt sich als relativischer Anschluss auf den gesamten Satzzusammenhang des 1. Kommentarsatzes (s.o.) beziehen, also auf den Umstand, der hier in Frage steht: Wie kommt es, dass die Formel, obgleich das Wort »Sprache« dreimal in ihr vorkommt, doch nicht einfach eine nichts(aus) sagende Tautologie ist, sondern das Wort doch auch »jedesmal Anderes ... sagt«? »Dies« bezieht sich demzufolge auf das vom Wort »Sprache« in der Formel Gesagte und zwar in dessen Ambivalenz, die der 1. Kommentarsatz behauptet (»jedesmal Anderes und gleichwohl das Selbe«). Zugleich lässt sich das »Dies« auch nur auf das letzte Glied der Dichotomie (»Anderes« – »das Selbe«) im 1. Kommentarsatz beziehen, also nur auf »das Selbe«. In diesem Fall ist dann »Jenes« auf das entferntere »Anderes« zurückzubeziehen.

Würde man alle diese Bezüge im Text mit Bleistift nachzeichnen, so hätte man spätestens jetzt das Geflecht vor Augen, in das die Lektüre verstrickt ist. In ihrer Bewegung, die sie sich vom Text vorgeben lässt, ereignet sich jenes »Geflecht«, von dem der Text nachfolgend mitteilt, dass die »Wegformel« es »[an]deutet«, »anzeigt« und schliesslich »nennt« (GA 12, 230f.). Die Dichte des Geflechts wird geradezu opak, wenn die Lektüre berücksichtigt, dass in der Wendung »Dies ist Jenes...« durch das *Kopular* »ist« wie durch einen Strich »Dies« sowohl auf »Jenes« als auch gegenwändig »Jenes« auf »Dies« zu beziehen ist, was zur Konsequenz hat, dass »Dies« nun auch auf »Anderes« und »Jenes« auch auf »das Selbe« im vorausgehenden 1. Kommentarsatz zurückverweist. Was die Lektüre, um analytische Klärung bemüht, sorgfältig auseinanderzuhalten suchte, wobei sie dem Brauch folgte, dass, zumal in dem engeren Kontext von drei aufeinanderfolgenden Sätzen, verschiedene Pronomina (»Dies« – »Jenes«; »Anderes« – »das Selbe«) auch auf verschiedene Nomina verweisen –, das führt ihr Nachvollzug der Bezüge im Fall der Formel und der Kommentarsätze wieder zurück auf »Eine[s]«. Von diesem »Einen«, sagt der 2. Kommentarsatz, dass in »ihm das Eigentümliche der Sprache beruht«.

Es kann hier nicht darum gehen, die Lektüre aus dem Dickicht des Geflechts hinauszuführen. Umgekehrt gilt es, auf eine bestimmte, selbstdurchsichtige Weise in es so hineinzugelangen, dass es in den Blick rückt. Worauf es hier ankommt, ist die Ambivalenzerfahrung, die zu bereiten das Geflecht angelegt ist. In dieser Ambivalenzerfahrung teilt sich der Lektüre ein fernes Echo dessen mit, was ihr eigentlich unmittelbar nahe ist, doch in seiner Unscheinbarkeit einem

vergegenständlichenden Vorstellen und dichotomischen Zergliedern unnahbar bleibt: das Grundmovens des Sprachwesens. Der Text stellt allerdings die Möglichkeit einer Erfahrung des Sprachwesens in Aussicht, wenn »inständiger« geachtet wird, d.h. für Heidegger: wenn »aus dem Ereignis« erblickt wird (GA 12, 246f.). Die Lektüreerfahrung hat auf dem Weg ihres »[V]erflochten«-Werdens (GA 12, 230) in das Geflecht bereits aus dem Ereignis geblickt. Sie hat dabei aber um so weniger »erblickt«, je mehr sie darauf aus war, das Geflecht zu um- und überblicken. Auf diesem Weg lässt sich das Geflecht nicht auflösen. Allerdings ist eben diese negative Erfahrung ein erster Schritt auf dem Weg zur Sprache.

Achtet die Lektüre »inständiger« auf ihre Bewegung im Nachvollzug der Bezüge zwischen den beiden Kommentarsätzen, so kann sie aus dem Ereignis jener Bewegung, in die sie auf den Wortgebrauch des Textes hörend sich von diesem bewegen lässt, erfahren, wie möglich wird, was der 1. Kommentarsatz für die Formel behauptet: dass das selbe, »dreimal« vorkommende Wort »»Sprache«« auch »jedemal« Anderes sagen kann. Die beiden Kommentarsätze erbringen den Nachweis, indem sie den umgekehrten Fall inszenieren und der Lektüre im Nachvollzug der Bezüge zwischen den Pronomina – »Anderes«, »das Selbe«, »Dies« und »Jenes« – zeigen, wie es kommt, dass verschiedene Wörter nicht nur *Anderes*, sondern auch *das Selbe* sagen können. Sie zeigen dies, indem sie die Lektüre eben das Geflecht generieren lassen, in das sie sich verstrickt. Das Geflecht ereignet sich durch die Vorgabe des Textes, d.h. durch den Gebrauch der Wörter, mithin durch deren Auswahl und Stellung zueinander – doch ebenso bedarf es hierzu des Vollzugs der aneignenden Lesart. Im Fall der Formel wird »dreimal« dasselbe Wort »»Sprache«« gebraucht, aber »jedemal« an anderer Stelle. Anders als im Fall der beiden Kommentarsätze, in denen die Positionierung der verschiedenen Wörter deren Bezüge zueinanderhält und sie auf das Selbe referieren lässt, leistet in der Formel die dreimalige Positionierung desselben Wortes dessen Auseinanderhalten und generiert damit in jedem einzelnen Fall auch andere Sinnbezüge. Derart bringt in der Wegformel »*Die Sprache als die Sprache zur Sprache bringen.*« gerade die Wiederholung desselben Wortes »»Sprache«« Sinn-Differenzen ins Spiel, die sich durch »als« und »zur« bereits andeuten.

Aus der Lektüreerfahrung des Geflechts schöpfend lässt sich dann in der Auslegung des 2. Kommentarsatzes das unbestimmte »was«, welches »... das Auseinandergehaltene aus dem Einen ... zueinanderhält«, als unbestimmter Bezug auf das den schon längst nicht mehr linearen Lektürevollzug gängelnde »Geflecht« lesen. Ebenso legt es die

Lektüreerfahrung des Geflechts nahe, das »Auseinandergehaltene«, aufgrund der Perfektform dieses Partizips, auf das in der Wegformel auseinandergehaltene Wort »»Sprache«« zu beziehen. Es haben sich also textinterne Referenten gefunden, die in den in Frage stehenden Sätzen zwar nicht genannt werden und auf die auch kein Stellvertreter voraus oder zurück verweist, doch deren Bezug aufgrund der Lektüreerfahrung des Geflechts – aus diesem blickend – in Betracht kommen. Durch drei Hinweise wird diese Lesart allerdings nahegelegt. Denn wenn es, wie bereits erwähnt, heisst, dass die Formel »ein Geflecht andeutet«, »zeigt«, »nennt«, so ist aus dem dritten Hinweis zu schliessen, dass der Name des Geflechts »Sprache« lautet, denn die Formel nennt keinen anderen Namen. Somit hätte also das Geflecht in der Formel seinen eigenen Namen genannt. Als Tautologie erschien die Formel zunächst nichts(aus)sagend. Nunmehr stellt sich heraus, dass sie gerade in ihrer tautologischen Form das Geflecht der Sprache an sich selbst inszeniert und mit der Nennung zugleich auch »sein lässt«. <sup>31</sup> Damit wird die Tautologie bei Heidegger sogar mehr als

---

**31 |** »Sein lassen« kann bei Heidegger im Sinne von »ins Sein bringen« sowie im Sinne von »etwas in Ruhe lassen«, gelesen werden, vgl. dazu Stephan Grotz: *Vom Umgang mit Tautologien*. Martin Heidegger und Roman Jakobsen, Hamburg 2000, S. 115f. Beide Lesarten sind erst treffend, wenn sie nicht gegeneinander ausgespielt, sondern in ein ambivalentes Zusammenspiel gebracht werden. Dasselbe gilt für die eingangs von *der Weg zur Sprache* gestellte Frage: »Verweilen wir ohne unser Zutun schon in der Nähe der Sprache?« (GA 12, 230): Das Zutun, auf das es hierbei ankommt, ist ebenfalls ein Seinlassen im Sinne eines Verzichts auf jedweden Versuch, die Sprache durch etwas anderes als sie selbst zu bestimmen. Dieser Ansatz ruft förmlich die Tautologie auf den Plan und gewinnt ihr ein Sagen als Zeigen (des Geflechts) ab. Die im Text konstatierte Wandlung des Weges zur Sprache besteht darin, dass im lesenden Nachvollzug des Textes *bemerkt* wird, wie sich der Weg zur Sprache, »...aus unserem Tun in das ereignete Sprachwesen verlagert« hat (GA 12, 250). Eine Fremdbestimmung der Sprache (also durch ein Zutun, das die Sprache nicht als Sprache denkt) unternimmt Heidegger zufolge Wilhelm v. Humboldt, wenn er das Wesen der Sprache als *energeia* »bestimmt« (GA 12, 238). Dessen ungeachtet bleibt Humboldts als Einleitung für sein Werk über die Kawi-Sprache verfasste Abhandlung mit dem Titel »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts« (Berlin 1836) für Heidegger wegweisend, zit. nach GA 12, 234f., vgl. 256f.

nur aussagend. Ihr kommt insofern ein positiver Status zu, als in der Tauto-Logie die Sprache selber sich selbst sagt (bzw. zeigt).<sup>32</sup>

Die Frage nach dem »Einen, aus dem« das Geflecht die Wörter auseinander- und zueinanderhält, zieht die Lektüre vor in die substanzleere und in sich komplex verfugte Grundbewegtheit des Sprachwesens. Das Sprachwesen, »die Sage« (GA 12, 242), so heisst es, »beruht« im »Ereignis« (GA 12, 250) – ein Grundwort Heideggers, das er gemäss einer Anmerkung »für die hier gedachte Sache in seinen Manuskripten« seit Mitte der dreissiger Jahre »gebraucht« (GA 12, 248). Was das Sprachwesen in seiner Bewegung veranlasst, »das Ereignende[,] ist das Ereignis selbst – und nichts ausserdem.« (GA 12, 247). Das »Ereignis«, so wird nun aber behauptet, entziehe sich dem Wissen (GA 12, 255). Wenn es »nichts anderes gibt, worauf das Ereignis noch zurückführt, woraus es gar erklärt werden könnte«, verbleibt der Lektüre kein anderer Weg als der, noch »inständiger« in das Ereignis zu blicken und d.h. es als den dynamischen Ursprung des Sprachgefüges zu »erfahren« (GA 12, 249).

Wohl um die Vorstellung eines substanzhaften, in der Zeit beständigen Sprachwesens fernzuhalten<sup>33</sup> und mit ihr das Modell einer in der Zeit konstanten systemartigen Struktur, weist eine spätere Anmerkung von Heideggers Hand den Namen »Geflecht« als »schlecht« zurück.<sup>34</sup> Doch am Strich, der ja in seiner ambivalenten Funktion die Keimzelle jedes Geflechts ist, wird festgehalten. Er begegnet als die zentrale Gelenkstelle gerade dort, wo der Text die Lektüre in das »Eine« führt, in dem das Sprachwesen beruht. Der Strich, der in der »er-ignend-brauchenden Bewegung« (GA 12, 250) gleich mehrfach vorkommt, ist gewiss nicht als Gedankenstrich zu lesen, nur schon deshalb nicht, weil er dafür zu kurz ist. Treffender sind daher die an der Funktion orientierten Namen »Binde-« bzw. »Trennstrich«, insofern auch dieser Kurzstrich nicht anders als der Gedankenstrich,

**32 |** »Die Wegformel: *die Sprache als die Sprache zur Sprache bringen*, enthält nicht mehr nur eine Anweisung für uns, die wir die Sprache bedenken, sondern sagt [d.h. zeigt, T.K.] die forma, die Gestalt des Gefüges, worin das im Ereignis beruhende Sprachwesen sich be-wägt.«, GA 12, 250 (kursiv bei Heidegger).

**33 |** Diese Option reflektiert der Text als Gefahr: »Die Sage – laufen wir nicht doch Gefahr, wenn wir aus ihr das Sprachwesen zu denken versuchen, daß wir die Sprache zu einem phantastischen, an sich bestehenden Wesen hinaufsteigern, das wir nirgendwo finden, solange wir nüchtern der Sprache nachsinnen?« (GA 12, 244).

**34 |** Vgl. GA 12, 230, Anm. e.

nurmehr auch innerhalb von Wörtern, das Auseinander- und Zueinanderhalten leistet – und zwar stets beides zugleich, in besagter Ambivalenz, die hier von *Inter-Esse* ist.

Die beiden Striche in den Worten »er-eignend« und »Be-wägung« entfalten durch ihr Auseinander- und Zueinanderhalten mehrfache Lesarten der durch sie gestreckten Wörter. Wie *der Weg zur Sprache* vorausgehend erläutert, klingt in »er-eignen« an, dass die Menschen in den Brauch der Sprache eingewiesen werden, ihm zugeeignet sind. Denn nur als ihm Zu(ge)hörende vermögen sie zu sprechen. Es ist die Sprache, die die Menschen in den Brauch einführt, aus dem sie gemäss Heidegger »ihrerseits« die Menschen als »Sprechende« »braucht« (GA 12, 249 u. 254). Der Strich in dem Wort »Be-wägung« macht Heideggers Lesart der Sprachbewegung explizit. Wie das diakritisch doppelpunktierte »ë« anzeigt und nachfolgend ausgeführt wird, ist die Sprachbewegung vom alemannischen Verb »wägen« her zu verstehen, welches das Bahnen bzw. »[B]ilden« eines *neuen* Weges im Gehen, im Schnee etwa, bedeutet (GA 12, 249). Die sonderbare Schreibung exponiert damit zugleich den Bezug der Sprachbewegung zu der für den gesamten Text zentralen Wegmetaphorik. Denn das »Ereignis«, in dem das Sprachwesen beruht, ist als das »Ereignende« der Weg zur Sprache,<sup>35</sup> der somit »die Sprache (das Sprachwesen) als die Sprache (die Sage) zur Sprache (zum verlautenden Wort)« bringt (GA 12, 250). Der Weg, auf dem die Sprache zur Sprache kommt, ist die besagte »Be-wägung« und damit das Sprachwesen selbst. Zu beachten ist indes, dass obgleich das menschliche Sprechen immer auch dem Brauch gemäss erfolgt, dieses Nachsprechen dennoch das, was ihm der Weg-Strich als »Strom der Stille« (GA 12, 244) an Brauch und Sage zuträgt, nicht als Identisches wiederholt. Im Zuge der Sprach-»Be-wägung« in jeder Konversation verändert sich die Sprache, die allein durch Konversation zugleich bewahrt wird (*Conserver par Converser*).

Die Frage, wie diese »Be-wägung« möglich sei, sieht sich auf den dritten, den mittleren Strich in der Wendung »er-eignend-brauchende Be-wägung« verwiesen. Die Antwort wurde auch bereits angedeutet. Dieser Strich nimmt genau jenen Bereich ein, der das »Eigene« des Menschen ist: der »Brauch« (GA 12, 249), aus dem die Sprache das menschliche Sprechen »braucht« (GA 12, 244 u. 254). Wenn also aus dem Brauch eine »Be-wägung« möglich ist, die nicht immer *das Sel-*

---

**35 |** Das ergibt sich aus: »Das Ereignende ist das Ereignis selbst – und nichts außerdem.« (GA 12, 247), sowie: »Der Weg ist ereignend.« (GA 12, 249), und aus der appositionalen Gleichsetzung: der »...eigentliche[] Weg, die er-eignend-brauchende Be-wägung...« (GA 12, 250).



be, sondern immer auch *Anderes* ist, so muss das damit zusammenhängen, wie das Zu(ge)hören zum Brauch und das aus dem Brauch heraus erfolgende Sprechen, das seinerseits ja auch den Brauch weiter tradiert, miteinander *verfugt* sind. Der Strich sagt bzw. zeigt es in seiner stillen Unbestimmtheit. Er zeigt die Unbestimmtheit der *Weise* an, in der sich die Sage dem Menschen zuspricht und diesen in den Brauch der Sprache »eignet«. Im selben Zug zeigt er auch den Ort an, aus dem heraus das menschliche Sprechen erfolgt.<sup>36</sup> Der Ort ist dem Menschen nur gewährt, eingeräumt; als in die Sprachbewegung verfugter Fügender ist der Mensch nicht das Subjekt der Sprache und diese nicht dessen »blosses Gemächte« (GA 12, 255).

Mit Blick auf den Ort des Menschen ruft der Text eine dritte Lesart des Strichs auf, eine, die den Strich als Markierung der Abwesenheit, als Fehlzeichen liest. Der Ort bleibt so unbestimmt und damit ein unbestimmter Spiel- bzw. Freiraum. In seiner Unbestimmtheit und Verschwiegenheit darüber, wie Brauchtum und »Be-wegung« ineinander verfugt sind, räumt der Strich nicht mehr ein als eine Leerstelle des Sinns. Derart zeigt der Strich die Möglichkeit einer Freiheit im Zu(ge)hören und Sprechen an. So gelesen ist der Strich das unser Sprechen überhaupt ermöglichende, es läuternde »lautlose Geläut der Stille«, das »entbindende Band« (GA 12, 251). Zugleich besteht in diesem Fehlen für Heidegger der »bindendste Bezug«: der Strich als lien-social, der die Menschen zum Miteinandersprechen »be-wägt«, weil seine Erfüllung immer Aufgabe bleibt? Der »Fehl« (GA 12, 254) lässt sich nicht lesen und doch markiert der mittlere Strich in der Wendung »er-eignend-brauchende Be-wegung« vielleicht eben diese Unlesbarkeit eines ständig verfehlten, immer ausstehenden, doch als Entzug

**36 |** Ein anderer Name und zeigender Auftritt des Strichs als Ort des Menschen und der Sprache: »Der Auf-Riß ist das Ganze der Züge derjenigen Zeichnung, die das Aufgeschlossene, Freie der Sprache durchfügt. Der Aufriß ist die Zeichnung des Sprachwesens, das Gefüge eines Zeigens, *darein die Sprechenden und ihr Sprechen*, das Gesprochene und sein Ungesprochenes aus dem Zugesprochenen *verfugt sind*.« (GA 12, 240, Hervorhebung, TK) Im Namen »Auf-Riß« vollzieht der Strich eben diesen Aufriss und wie in der Wendung »er-eignend-brauchende Be-wegung« öffnet er »einen ausgezeichneten Bereich [...], darin wir, die zum Sprechen der Sprache Gebrauchten, als die *Sterblichen* wohnen« (GA 12, 255). Der Kennzeichnung »*Sterbliche*[]« lässt zum einen das von Heidegger an anderem Ort besprochene »Geviert« anklingen, so dass dieses der Name wäre für den »ausgezeichneten Bereich« als die »Ortschaft des Zu-einander-Gehörens von Brauch und Ereignis« (GA 12, 229, Anm. c).

die Lese-»Be-wägung« unentwegt motivierenden gemeinsam geteilten Sinns der Menschen (*Sensus communis*). In dem Zug, den der mittlere Strich zieht, vollzieht sich unentwegt das Ereignis eben dieser »Be-wägung« als »das Eine«, aus dem selbst noch die in »Sein und Zeit« von einander abgehobenen »konstitutiven Momente« des »In-der-Welt-Seins«, »Dasein« und »Mitsein«, auseinander- und zueinandergehalten werden.<sup>37</sup> Sie werden zwar schon in »Sein und Zeit« als »gleichursprünglich[e]« Existenziale angesetzt, doch hat der Eindruck, ebendort werde das »Dasein« dennoch wieder vom »Mitsein« gesondert behandelt,<sup>38</sup> Jean-Luc Nancy veranlasst, die Fundamentalontologie Heideggers erneut, allerdings dieses Mal im »Mitsein« zu begründen und das »Mit-Wesen« in einem Strich zu verorten.<sup>39</sup> Vielleicht ist es möglich, in dem »Fehl«-Strich, eben jenen Strich zu sehen, der in »Sein und Zeit« die komplexe Struktur des »In-der-Welt-sein[s]« auseinander- und zueinanderhält, wobei die Differenz zu Nancy darin auszumachen ist, dass bei Heidegger eine Gemeinschaft des gemeinsam geteilten Sinns (»des Gemeinsamen«, GA 12, 254) letztlich unerreichbar bleibt, wobei gerade ihr Fehlen die Menschen zum Sprechen »be-wägt«. Der Ort der Menschen wäre somit auch der durchgestrichene Ort einer Utopie, deren Wirkmacht sich darin bekundet, dass sie in ihrem Entzug den »Sterblichen« die Sprache gibt.

Die in der Grunddynamik des Sprachwesens sich ereignende Wie-

---

**37** | Martin Heidegger: *Sein und Zeit* (1927), Tübingen 17. Aufl. 1993, S. 113.

**38** | Dieser Eindruck wird durch die Gliederung von »Sein und Zeit« hervorgerufen, in der zuerst nur das Dasein im Blick der existenzialen Auslegung steht, zudem auch durch folgende Stelle: »Aber der Ausdruck »Dasein« zeigt doch deutlich, daß dieses Seiende »zunächst« ist in der Unbezogenheit auf Andere, daß es nachträglich zwar auch noch »mit anderen sein kann« (M. Heidegger: *Sein und Zeit*, §26, S. 120). Zugleich wird aber betont, dass in existenzialer Perspektive »...das Dasein wesentlich an ihm selbst Mitsein ist.« (ebd.)

**39** | Jean-Luc Nancy: *singular plural sein*, aus dem Franz. übers. v. Ulrich Müller-Schöll, Berlin 2004, hier S. 53f. u. S. 68: »Singular-plural-sein: in einem Strich, ohne Interpunktion, ohne Gleichheitszeichen, ohne Zeichen der Implikation oder der Abfolge. Nur ein kontinuierlich-diskontinuierlich gezogener Strich, der das Zusammen des ontologischen Bereichs, das als das »Mit« des Seins, des Singulären und des Pluralen bezeichnete Mit-sich-selbst-sein [*être-avec-lui-même*], skizziert und der Ontologie auf einen Schlag nicht nur eine andere Bedeutung, sondern eine andere Syntax auferlegt.«

derholung und Verschiebung des Sinns vollzieht sich auch an dem »Wort«, durch das sich der Vortrag eingangs den Weg in das Geheimnis der Sprache weisen lässt (GA 12, 229). Es stammt von Novalis, trägt den Titel »Monolog« und lautet: »»Gerade das Eigentümliche der Sprache, daß sie sich bloß um sich selbst bekümmert, weiß keiner«, (GA 12, 229). Dieses »Wort« erfährt in der »er-eignend-brauchende[n] Be-wegung« der texteigenen Auslegung einen Wandel. Am Ende des Vortrags wird es wiederholt, doch mit verändertem Sinn. Das Geheimnis der Sprache besteht nicht darin, dass die Sprache »allein« mit sich selbst spricht im Sinne einer Identität vermeintlich zugleich gewahrenden und konstituierenden reflexiven Selbstverhältnisses. Auch für Heidegger bleibt das Sprechen der Sprache ein »Monolog«. Aber die Selbstreferenz aller sprachlichen Bezüge konstituiert kein in sich geschlossenes, ungeschichtliches System. Das Geheimnis der Sprache wird zwar auch am Ende des Textes darin erblickt, dass die Sprache »...einzig und einsam mit sich selber« spricht (GA 12, 229). Doch dass dieses Gespräch nicht der Akt eines selbstidentischen Logos ist, liegt an dem Freiraum, den die Sprache den Menschen als Ortschaft gewährt, von deren Unbestimmbarkeit alle sinnstiftenden Bezüge affiziert werden. Diese Ortschaft lässt der Strich unbestimmt und kennzeichnet sie doch als das, was er still, aber verbindlich unterhält – ein Verhältnis. Indes nicht »irgend ein Verhältnis«, sondern »unser Verhältnis zu ihr [der Sprache, TK]«, das Heidegger eingangs »das Verhältnis« nennt und in einer nachgetragenen Anmerkung nurmehr durch einen Doppelpunkt des Entsprechens bestimmt als »Ver-Hältnis: Ortschaft des Zu-einander-Gehörens von Brauch und Ereignis« (GA 12, 229, u. Anm. c, ebd.) – eine Bestimmung freilich, die durch den mittleren Strich in der Wendung »er-eignend-brauchende Be-wegung« konterkariert wird: Wie Brauch und Ereignis zueinander gehören bleibt unbestimmt. Dass sie nicht eins sind, deuten allenfalls die Striche in der Schreibung des Kompositums »Zu-einander-Gehören« an. Unpassend nur, dass Heidegger für den Strich, der Brauch und Ereignis zueinander- und auseinander hält und der den Menschen ihren Ort in der Sprachgeschichte einräumt, den kurzen Binde- bzw. Trennstrich gebraucht. Dem »Ver-Hältnis« entsprechender wäre die Setzung »Jenes« grossen Strichs gewesen, der doppelt so lang ist wie der so genannte Gedankenstrich: »—«, der Geviertstrich. Doch wäre dies dem typographischen Brauch wohl zu sehr gegen den Strich gegangen und daher dessen Setzung zuviel der Freiheit gewesen. Deren Grenze, das Verstehen bzw. Nicht-Verstehen, ist allerdings »be-weglich« – denn das »Ereignis« ist das »sanfteste aller Gesetze« (GA 12, 248).

Der mittlere Strich in der die Struktur des Ereignisses offenlegenden Wendung »er-eignend-brauchende Be-wägung« ist vielleicht etwas zu kurz, vielleicht auch zu linear geraten (wie geschickt hätte sich da, aller typographischen Satzung zum Trotz, die in ihrem freien Schwunge so schöne Linie der Tilde als ungefähre Andeutung des Lebendigen einfügen lassen). Gleichwohl markiert auch der kurze Strich in aller Knappheit einen Freiraum, innerhalb dessen sich ein nicht intendierbares, unabsehbares Zusammenspiel von Brauch und situativer Aneignung »desselben« durch das menschliche Sprechen ereignet. In der »Marquise von O...« setzt der Strich in seiner ambivalenten Performanz ein Spiel der Ironie frei, in dessen Zuge sich die Figuren durch ihr Changieren dem Zugriff der Interpreten entziehen und der Mensch als *das eigentlich uneigentliche Wesen* erscheint. Das ins Ironische gebrochene Spiel der Ambivalenzen, das die Kleistsche Erzählung inszeniert und dessen Sinnentzug für sie erzähl- und lektürekonstitutiv ist, liest sich, vom Heideggerschen Weg zur Sprache aus betrachtet, als konsequente Entfaltung der »Be-wägung« des Sprachwesens in jedweder Konversation, die die Seinsweise der Sprache ist. Das lautlose »Ver-Hältnis«, in dem der Strich das menschliche Hören und Sprechen, Lesen und Schreiben auseinander- und zueinander hält, vollzieht sich als Ereignis indes »unterhalb« der metaphysischen Unterscheidung von Subjekt und Objekt<sup>40</sup>, die eine Voraussetzung der Ironie ist. Wenn es Heidegger »Weg zur Sprache« an Ironie gebricht, so kann das nicht darüber hinwegtäuschen, dass gleichwohl, textrhetorisch inszeniert, die Lektüre auch auf diesem Weg in das emergente Spiel der Sinnverschiebungen »be-wägt« wird und derart die Bedingung der Möglichkeit von Ironie erfährt – eine in ihrer Unbestimmbarkeit wunderbare, allenfalls ironisch sagbare »Freiheit«, die der Strich als unlesbarer Grund-(Ent-)zug der Sprache zugleich ermöglicht und bezeugt – in »stille[r] Ekstase«.

---

**40** | Vgl. Martin Heidegger: »Der Satz der Identität« (1957), in: Ders., Identität und Differenz, Pfullingen 1990, S. 9-30, hier S. 26.



